

(Nachdruck verboten.)

8)

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene war über das „Stöckel“ hinaufgekommen, aus dem Gewirr heraus, da sah sie beim Brunnen des „Rohrkastenwastels“ jemand eifrig winken. Sie schaute scharfer hin, es war ein seltsames Gefährt; ein kleiner Kastenwagen, davor ein Esel mit, wie es schien, ungeheuer großem Kopf. Ach, das war ja das Esel fuhrwerk des Bauers am Bühl, mit dem sie selbst so oft zur Stadt gefahren! Sie wußte sofort, das das Winken ihr galt, und schon hörte sie auch das Geschrei der Magd:

„Frau Försterin! . . . Frau Försterin! . . . So hören Sie doch! . . .“

Lene näherte sich mit ihrem gewohnten, gleichmäßigen Schritt. „Ja, was hast denn mit dem Esel g'macht, Margareth?“

„Wald wäre ihr das Sachen ausgekommen.“

Die Magd brachte ihre Arme und Beine zur Ruhe und schöpfte tief Atem.

„Ich soll Ihnen doch was sagen, hat der Bauer g'sagt! . . . Und da hab' ich Sie g'sehen . . . Und da hab' ich müssen so schreien . . . Ich kann doch net vom Wagen fort! . . . Der Esel ist doch noch so jung und dumm! . . . Und da hab' ich ihm einen Eck über den Kopf gezogen. Er reißt doch aus mit dem Wagen, wenn ihn die Schusterbuben, die verdamnten, zwicken und am Schwanz ziehen . . . Und ich bin doch heut' mit den ersten Johann-Erdäpfeln herinn! . . .“

Lene that einen Blick in den Wagen. Ja, das würde ihren Durst schon schmecken: Neue Kartoffeln, Salat und Schweinefleisch. Na, und einmal könnte man es ihnen schon geben, sie gingen ja doch bald auf Ferien . . .

„Ja,“ fuhr die Magd fort und wischte sich ein um das andre Mal den Mund mit der Schürze, „gut finden sie und schmecken thuen! wie Mandelkern! . . . Willst stehen bleiben, du Lump!“

Sie gab dem Esel einen Puff, tätschelte ihn aber gleich wieder.

„Ja, ja, Fra Försterin, ich hab' schon mein Kreuz! . . . Na ja, viel sein 'r ja net word'u, aber die ersten sein ma halt doch wieder auf'm Markt! . . . Herrgottsfra, Schindersvieh, ich reiß' Dir die Ohrwascheln aus! . . . Der Kerl bringt mich rein noch um! . . .“

Sie sah den Esel am Ohr und heutelte ihn hin und her, wie man einen jungen Dadel schüttelt, der nicht brav gewesen. Der Braue machte keine Einwendungen.

„Soll ich Ihnen ein Maß einfassen, Frau Försterin? . . . Sie kriegen schon 'n guten Preis, der Bauer hat's extra befohlen. . . .“

Lene nickte und hielt ihren Handkorb hin. Während die Magd die Kartoffeln in das Maß klaubte, plauderte sie:

„Ja, sagt er, hat er g'sagt, was unser Bauer is: Wenn sein die Konradsreuther Försterin kommt und will Erdäpfel haben, net so teuer anrechnen, wie den Stobterern, und ja gut messen! . . . So, und da sein noch ein paar drauf! . . .“

Die Knollen rollten in den Korb.

„Ist's z' viel, wenn ich zwanzig Kreuzer sag'? . . . Gelt net? . . . Na alsdann! . . .“

Die Magd steckte das Geld unter die Schürze in eine Ledertasche.

„Weiter brauchen S' nir? . . . Ja so! Wenn ich übermorgen wiederkomm', bring ich junge Tauben mit . . . Das ganze Taubenhäus gurt jetzt . . . Na, Sie wissen's ja, Sie haben ja selbst in dem Hof schon dient . . .“

Sie hielt die Hand zum Abschied hin. Da sagte Lene:

„Du wolltest mir ja noch was vom Bauer sagen, Mädel!“

Die Magd schlug sich auf den Schenkel.

„Leut' und Kinder, jetzt hält' ich dös wieder vergessen! D' Hauptsach! . . .“

Sie dämpfte ihre Stimme, damit die andern Käufer, die sich allmählich ansanden, und die Lehrbuben, die, statt das Frühstück zu holen, von ferne den Esel begünstigten, nichts hören sollten.

„Unser Franz kommt im Herwest in die Studie. Dös soll ich Ihna sagen, hat der Bauer g'sagt, daß Sie's wissen

und sich einrichten können. Er soll za Ihnen in die Klost und ins Quartier. Und nächstens wird der Bauer selber einakomma, spätestens am Vincenzisonntag . . .“ Alsdann, ich hab's ausg'richt! . . . Adje, Frau Försterin! . . .“

Lene wandte sich und schritt auf der andern Seite den Marktplatz hinab, um zum Fleischer zu kommen. Auf den blanken Basaltköpfen wurde das Gehen zum leichten Wiegen.

Ein ausprasselndes Geschrei riß die Frau herum. Der ganze weite, im Sonnenglast flimmernde Platz war wie mit einem Schläge verändert. Von oben herab kam's im reizenden Zuge, als ging's einem Strudel zu. Von allen Seiten das Trappeln eilender Füße; Geschrei, Kreischen und Gelächter; das Pfeifen der Lehrbuben und das Schreien einer Polizistenpfeife; kopfloses Flüchten und Stürzen; und alles übertönend der Schreienruf der Magd:

„Galt's auf! . . . Galt's auf! . . .“

Es hielt ihn aber keiner auf, den zornigen Bauernesel, dem einer einen Schuhwed durch das Fell getrieben. Er raste daher mit seinem Kastenwagen und vorn schlug er aus und hinten und wenn er sich einen neuen Schwung gab, flogen die guten, theueren Johannilartoffeln im weiten Bogen rechts und links.

Und zu der tollen Fahrt Klang die Begleitung:

„Schlagt ihn nieder! Das Vieh ist wütig geworden!“

„Polezei! . . . Polezei! . . .“

„Trommelt den Bürgermeister heraus!“

„Jeffas, mein Gott!“

„Ich derchieß ihn, wenn ich ein G'wehr hab!“

„Herzog von Eger, schau Dein Volk an!“

Der Esel hielt gerade auf die Schlucht zu, die sich inmitten der beiden Hälften des „Stöckels“ aufthat. Kam er heran, dann mochten die zwei Uhrmacher, die da ihre Auslagen hatten, keine Freude erleben.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Knapp vor dem Gäßchen wuchs mit einem Mal die Gestalt eines Mannes empor. Ein Blitzen wie von blankem Stahl — der Esel, der noch nie etwas mit einem Stadtpolizisten zu thun gehabt, bekam so einen Schrecken, daß er einen Satz nach links machte und auf das Hinterteil fiel. Er schrie gottschämmerlich. Eine Hand griff zu, und der Rummel war zu Ende.

Auf dem Marktplatze. Alles, was Hosen trug, war bei der Eseljagd so warm geworden, daß es nicht mehr zum Aushalten war. In den Aemtern dehnte sich die Frühstückspause bis zum Mittagessen und in den Wirtshäusern und Biergärten wurden etliche Eimer mehr ausgeschänkt als sonst an Werkeltagen.

Drüben, vor dem schwarzen Hause mit dem Treppengiebel war im allgemeinen Wirrwarr ein Milchkorb umgestoßen worden. Neben dem Gefallenen stand schluchzend und händeringend eine Magd; und immer wieder bläkte sie auf das weiße Dächlein, das sächte verrann — der reine Schmetten. . . .

Lene wäre am liebsten gleich in der Thüre wieder umgekehrt. So peinlich war es ihr. Im Schlächterladen befanden sich nur drei Personen. Die Geschäftsinhaberin, eine stämmige Frau mit einem roten, energischen Gesicht und zusammengezogenen Brauen, hinter ihr am Hackstock ein etwas fetter junger Mann mit dem Beil in der Hand, jedes Winkes seiner Mutter gewärtig. Die alte Frau vor dem Ladentisch hatte bei Lenes Eintritt einen Blick nach rückwärts geworfen und war verstummt. Jetzt hob das Bitten und Flehen von neuem an; erst halblaut, dann immer mehr losbrechend drängte sie:

„Nur einmal noch! . . . Ja? . . . Nur einmal noch, Frau Heß! . . . Ja? . . .“

Ihr schlaffes Kinn zitterte, und die Augen flackerten; mit beiden Händen griff sie über den Ladentisch hinüber und suchte die Schlächterfrau festzuhalten. Die bog sich etwas zurück, und kalt blieb ihr Antlitz, als sie sagte:

„Ich hab's schon einmal g'sagt: Es geht nicht und es geht nicht! . . .“

Die alte „Nostfrau“ rang die Hände, und sofort schossen ihr die Thränen aus den Augen.

„Um Gottes und Christi willen . . . nur einmal noch, Frau Heß! . . . Ich weiß ja nicht, was ich anfangen

soß . . . Meine Studenten wollen doch essen! . . . O ich arme . . . arme Witfrau! . . .“

Die Thränen kamen stromweise.

Lene schluckte. Die Kehle war ihr wie ausgedorrt. Mit brennenden Augen sah sie die Scene. War das das Schicksal, das auch ihr einst bevorstand?

Die Geschäftsfrau blieb hart.

„Es geht nicht! . . . Es geht wirklich nicht, Frau Brandt! . . .“

Die Arme der alten Frau fielen herab.

„So soll ich also mit Gewalt verhungern?! . . . Nieber thu' ich mir was an! . . . Sie wissen doch selbst, wie es einer armen Witfrau ist, die niemand hat . . . Und immer hab' ich mich ehrlich durchgebracht . . . Sie werden an den Tag denken, Frau Heß! . . .“

Der junge Schlächter räusperte sich. Seine Mutter wurde glütrot, riß die Hand aus der Schürzentasche und blätterte in dem Fleischbüchel, das vor ihr lag. Ihre Stimme klang nicht mehr herb, als sie sagte:

„Seit sechs Wochen haben Sie keinen Kreuzer mehr bezahlt, Frau Brandt! . . .“

„Ja . . . aber . . . ich hab's Ihnen doch schon gesagt, daß dem Seidel sein Vater auf Geschäftsreisen ist . . . Für zwei Monate ist er mir Kostgeld schuldig! Und er bezahlt! . . . bezahlt! . . . Jeden Tag kann das Geld da sein! . . .“

„Das haben Sie gestern auch schon gesagt! . . . Nein, ich geb' Ihnen nichts mehr aufs Büchel, bis Sie wenigstens einige Gulden abgezahlt haben. . . . Ich hab's verschworen! . . .“

Der Alte verschlug es die Stimme, fassungslos starrte sie die Geschäftsfrau an.

Lene griff nach dem Thürdrücker.

„Ich werde später . . . vielleicht wiederkommen.“

Die Schlächterfrau wurde ganz erregt.

„Aber nein, Frau Försterin! . . . In dem Augenblick sind wir fertig! . . .“

Sie gab ihrem Sohn einen Wink.

„Gad' zu!“

Und ganz geschäftsmäßig klang ihre Ansage:

„Ein und ein halbes Pfund Schöpfernes . . . für Frau Brandt! . . . Nicht zu fett! . . . Ohne Zutwage! . . .“

Sie schlug das Fleisch in reines Papier und reichte es der alten Frau hinüber.

„So! . . . Sein Wort muß man halten! . . . Die fünfzig Kreuzer werden wir uns schon merken, auch ohne Büchel . . .“

Die Getröstete wollte nach ihrer Hand haschen, sie aber hob beide Arme hoch in die Luft und wandte sich an Lene:

„Was wird denn gefällig sein, Frau Försterin?“

Lene machte ihre Angabe: Zwei und ein halbes Pfund Schweinefleisch mit Schwarte, elf Paar Krenwürsteln. Frau Heß hatte schon nach dem an einer Schnur hängenden Bleistift gegriffen, um den Betrag in das Büchel einzuschreiben. Da legte ihr Lene zwei Gulden hin. Sie stutzte, sah das ernste Gesicht der Kundin und schrie ordentlich auf:

„Aber Frau Försterin! . . . Sie werden doch net! . . .“

„So was würd' mir ja net im Tod einfallen! . . .“

„Ziehen Sie nur ab, Frau Heß! . . .“

Die that nicht dergleichen, sah die Kundin von der Seite an und meinte:

„Ah, die Brandt! . . . Gelt? . . . Die kenn' ich schon seit zwanzig Jahr' . . . Wie mein Mann noch g'lebt hat. Seit sie Studenten hält . . . Die, die ist auch eine von denen, die's nicht einzuteilen wissen! . . . Wenn Geld da ist, wird gelebt. Und hat man nichts, na für was ist denn das Büchel da? . . . Sie ist zu gutmütig! Große Studenten würd' ich nie nehmen. An denen setzt jedes zu. Und an wem geht's aus? . . . An den Geschäftsleuten! Ich hab einen ganzen Haufen im Büchel stehen. Und wo sind sie jetzt? . . . G'storb'n oder im Armenhaus . . . Ich bin auch eine Witfrau und muß aufs Meine sehen! Mir ist's schlecht genug schon g'gangen! . . . Ja ja ja, an den Studenten ist noch keiner reich worden . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Gorkis „Kleinbürger“.

Lessing-Theater.

Mit der bangen Rätselfrage nach dem Sinne des Lebens, die ausgesprochen oder verhüllt in all' den Erzählungen Gorkis wiederlingt, setzt auch dies Drama ein. „Das Leben,“ senkt Tatjana, des Kleinbürgers Behjemenow hinwinkende Tochter, „steht so ruhig,

so einförmig hin . . . wie ein großer, trüber Strom. Und wenn Du zusiehst, wie ein Strom dahinschießt, dann werden Deine Augen müde, Du fühlst Langesweile . . . und es wird Dir so bumm im Kopfe, daß Du gar nicht darüber nachdenken magst, warum eigentlich dieser Strom dort fließt“. Und als zweite Stimme fällt ihr Bruder, ebenso wie sie dem Gange entfremdet und seine Kraft in nutzlosem Gräbeln verzehrend, das Bild ergänzend, ein. Ihn hat geträumt, daß er in einem Strom dahinschwimme, „dessen Wasser so dick ist, wie Birkenbeer . . . So schwer ist's, darin zu schwimmen . . . und ich weiß nicht, wohin ich schwimmen soll . . . und ich sehe die Ufer nicht . . . Trümmer von irgend etwas schwimmen mir entgegen, aber wenn ich nach ihnen greife, zerfallen sie in Staub, ganz morsch und faulig sind sie.“ So feindlich sich der Dichter in seinem Drama zu diesen beiden apathischen, willenlos hin und hergestoßenen Figuren stellt, gegenüber den beiden kleinbürgerlichen Alten, die in die engste, ewig sich neu erzeugende Monotonie eines selbstlichen Interessentereiches gebannt, volle Befriedigung finden, vertreten sie doch immer in Gorkis Sinne eine eine höhere Entwicklungsstufe. Daß sie die Leerheit als Leerheit fühlen, das hebt sie über die Alten empor. Das bürgerliche Duzendmenschenum, das blindlings sich dem Hergebrachten unterwirft, das rafft und rafft und es für Jugend hält, jeden Trieb einer höher fliegenden Sehnsucht in sich zu ersticken, das ist der Schlag, der Gorki, dem Dichter, von je am tiefsten verfaßt war. Nicht aus irgend welchen moralischen Principien, aus dem innersten Wesen eines eingeborenen Instinkts haßt er jene satt-zufriedene, jene bis ins Herz hinein veräußerlichte, in lauter kleinen, jämmerlichen Nüchternheitswägungen die Triebkraft ihres Ich vergettelnde, phantastische Gattung, die es in der Welt der Wirklichkeit so herrlich weit zu bringen pflegt. Er verachtet sie, die zu bequemen Hausieren Gezähmten; und wenn das Individuum, das sich in dieser Art des Lebens nicht zurechtfinden vermag, auch keine Kraft besitzt, sich einen eignen höheren Inhalt zu verschaffen, wenn es mit den trivialen Zielen überhaupt alle Ziele verliert und, steuerlos hin und hergeworfen, auf der Landstraße, im Aghl, im Irrenhause stirbt, dem Herzen des Dichters steht es näher als jene „Gerechten“ und jene „Glücklichen“.

Die Klage Tatjanas und Peters ist dieselbe, wie die Klage des Joma Gorbjejew, dieselbe Klage, die in dem bunten, seltsamen Volk verklumpter Landstreicher, von dem der Dichter in seinen kleinen Erzählungen berichtet, immer wieder ertönt. Und die Flucht vor der Klage, das ist die Betäubung: der Rausch und das Wandern ohne Zweck und Ziel. Wunderbar hat er geschildert, wie das Gesehen dieser bange Lebensfragen seine Menschen befaßt, halb humoristisch im „Welschmerz“ und mit wichtigster Tragik in den „Drei Menschen“, wo der junge, strupellose Burisch, der in dem Schmutze seiner elenden Jugend immer von dem Erwerb eines häßlichen, sauberen Kramlädchens als dem Inbegriff alles Glücks geträumt hat, mitten in seinem neuen Reichtum von jener schweren rat- und hoffnungslosen Melancholie befallen wird. Eben diese saubere, sichere Ordnung, die sein höchster Wunsch war, liefert ihn, der früher die Neue über ein Verbrechen fast mühelos in sich erstickt hatte, Seelenqualen, vor denen es nun kein Entrinnen mehr giebt, aus.

Nur einer, der die Lebensverzweiflung selbst in allen ihren Tiefen ausgelöst, kann ihre Gewalt, so wie es Gorki gethan, schildern. Es gab eine Zeit, in der er, von äußerer und innerer Not zugleich bebrängt, zur Pistole griff, um ein Ende zu machen. Aber auf die Dauer hat ihn das drückende Gesehen nicht niederzuzwingen vermocht. Mag den Sinn des Lebens auch niemand ermessen können, nicht überall wälzt es sich als jener große, gelbitrübte Strom dahin. Gelb und trüb schießt es durch die Städte der Menschen. Aber draußen in der Freiheit, da glänzen die Wellen in unermeßlich reichem Farbenspiel, da spiegeln Himmel und Wolken sich in der Flut, da wechseln ebene Glätte und wildstrudelnde Fälle ab. Da ist Größe und Poesie. Selbst in den dunkelsten Erzählungen Gorkis, weht der Hauch einer geheimen, trostvollen Freude. Uner schöpflisch quillt seine Phantasie, von Bildern dieser ernsten, feierlichen Schönheit über. Und diese tiefe, innige Hingebung ist auch in seinen Schilderungen der Menschen, die er in den finsternen Abgründen des Elends aufsucht. Er beschönigt nichts, ruhig reißt er Zug an Zug, scheinbar nur um das eine besorgt, die lebendige, bunte Manigfaltigkeit des Seienden getreulich, ohne alle störende Zutat eigenen Urteils, getreulich nachzubilden. Aber in dieser Ruhe pulst ein Herzschlag wärmster Sympathie und Liebe. In dem Häßlichsten noch deckt er die Spuren eines Höheren auf, von dessen Willen wir ihn nicht verachten dürfen. Immer scheint irgend ein Lichtstrahl in das Dunkel hinein.

Seiner ursprünglichen Anlage und Reigung nach erscheint uns Gorki, bei aller Menschenliebe, ähnlich wie der ihm sonst so mächtige Ihen, als ein Dichter von durchaus unsozialem Sinne. Sein Freiheitsdrang hat so, wie der des großen Norwegers, etwas radikal Individualistisches und etwas Mystisch-unbestimmtes, er ist nicht auf dem Boden eines politischen Bekenntnisses erwachsen, und sügt sich schlechterdings in kein System. Der Gegensatz zwischen der Monotonie einer geregelten, von Individuum-Unterwerfung heischenden Gesellschafts-Ordnung und dem Trieb des Individuums, die überkommenen Schranken zu durchbrechen, jenseits derselben auf selbstgebahnten Wegen frei einherzuschweifen, ist an keine bestimmte Gesellschaftsordnung gebunden. Keine politischen und keine sozialen Reformen vermögen ihn in

seiner Wurzel aus der Welt schaffen. Gorkis Helden sind Landstreicher aus ihrer inneren Natur heraus. Ihr grüblerischer Gang, der Haß gegen alles, was einer Fessel ähnlich sieht, dertrieb nach farbigen Sensationen, die das Gefühl der inneren Leere über täuben, ist's, was sie rastlos umhertreibt. Viel weniger das Gleich der sozialen Verhältnisse. Reichtum könnte ihnen keine Rettung bringen. An den Widersprüchen ihres Lebens würden sie auch dann noch, wie Zoma Gorbjejew, der reiche Kaufmannssohn, zu Grunde gehen. Nicht die Gesellschaft, die Personen interessieren Gorki, und diese vor allem in ihrer Auflehnung, nicht gegen dies und jenes soziale Unrecht, sondern gegen das gesellschaftliche Gefüge überhaupt. Das ist der erste, allgemeinste Eindruck, den seine Schilderungen hinterlassen. Auf diesem Stoffgebiete liegen die eigentlichen Wurzeln seiner poetischen Kraft, hier hat er Größtes geschaffen. Eine Lösung der überall wiederkehrenden Fragen nach dem Sinne des Lebens war aber von dem Standpunkt dieser Individualitäts-Romantik ganz unmöglich. Sinnlos, wie das Leben derer, die in feigem Genügen vor den Tiefen des Lebensrätsels das Ohr verstopfen, ist schließlich auch das Leben derer, die, von ihm erfaßt, die Kraft zu jeder Art des nützlichen Schaffens verlieren. Der ästhetische Reiz, des Abenteuerlichen hilft darüber nicht hinweg.

Gorki empfindet das, und so klingen auch in den früheren Romanen und Erzählungen schon leise und gedämpft neue Töne hinein. Groß und weit wird das Leben, Farbe und Inhalt erhält es, wenn der Einzelne, aller Kleinlichen Sorgen vergehend, sich als dienendes Glied einem großen und guten Werke einordnet. Arbeit, aber Arbeit in fähiger, sorgloser Art, die für andre das Leben in die Schänge zu schlagen bereit ist, — die erlöst von dem lähmenden Druke des Grübelns, in ihr und nur in ihr ist wahre Lebensmöglichkeit. Prachtvoll ist in dem „Ehepaar Orlov“ die Schilderung, wie der verlumpte Schuster und sein Weib, bei einer Cholera-Epidemie als Hilfskräfte für die Baracken engagiert, hier nach und nach aus ihrer Lethargie zu neuem Leben erwachen, wie Stolz und freudiges Selbstgefühl mit dieser neuen Tätigkeit in ihre Herzen einzieht. Die Frau wird so gerettet, der Mann stirzt wieder in die Tiefen. Und im Hintergrunde seiner beiden schwerwichtigen Romane, vor allem in den „Drei Menschen“, leuchtet bereits ein Schein der großen russischen revolutionären Bewegung. Wie bedeutsam ist hier der Kontrast zwischen dem unreifen, aber durch die Begeisterung für die allgemeinen Ziele getragenen Mädchen und dem zwischen lauter Eigeninteressen eingeschlossenen, in ausweglosen Gram verfallenen Vurschen durchgeführt! Sein Genosse, den der Zufall früher in jenen Kreis verschlagen, arbeitet sich mit rüstigem Mute hinauf, er selbst, Sehnsucht nach jenem höheren Unbekannten im Herzen, verfaßt dem Untergang.

Das, was hier nur mittlang, wird ein Grundton in dem Drama „Die Kleinbürger“. Es ist das erste Werk mit ganz scharf und deutlich geprägten sozialen Tendenzen, das wir von Gorki besitzen und so zugleich das erste, in dem ein hoffnungsfroher Optimismus mit elementarer Kraft hindurchbricht.

Das Stück, das Somabend im Lessing-Theater seine Premiere erlebte, wird an den nächsten Sonntagmittagen für die Freie Volksbühne gespielt werden. Wenn es mit dem Westen, das Gorki geschaffen, sich gleich nicht messen kann, der große Dichter verweigert sich auch hier nicht. Nach langen Jahren unfruchtbarer Oede kam hier endlich wieder einmal ein Poet zu Worte. Und so fremd uns die Welt ist, in die er hineinführt, er wußte zum Glauben an die Wahrheit dieses Bildes zu zwingen. Hier sprach ein Eigenartiger, der wirklich etwas zu sagen hat, und diese Empfindung, die gleich in den ersten Szenen packte, hielt bis zum Schluß an. Das war ein anderer Beifall, als das gewöhnliche Premierenplätschen. Das Lessing-Theater hat sich durch diese Aufführung ein wirkliches Verdienst erworben, und ein klein wenig davon fällt auch der Volksbühne, die so energisch dazu drängte, zu.

Der Titel „Die Kleinbürger“ weist nur auf eine Seite der Handlung hin. Der Konflikt zwischen dem alten Behjemenow, der als ein typischer Repräsentant seines Standes gedacht ist, und seinen Kindern tritt im Verlaufe des Stückes an Interesse hinter die Schilderung der jungen Generation zurück. Wie die Dinge zwischen Eltern und Kindern stehen, das ist gleich in dem ersten Akt mit einer Deutlichkeit entwickelt, der die späteren Szenen nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen vermögen. Wie denn überhaupt der Mangel einer Steigerung bei allen Feinheiten der Psychologie sich recht empfindlich bemerkbar macht! Tatjana und Peter sind dem Ideen- und Interessentum des Alten entwachsen, das kann er nicht verhindern. Mit seinem Gelde hat er sie lernen lassen und nun gehen beide ihre eignen Wege! Wieder und wieder beginnt er mit seinen Klagen über Undankbarkeit. Alles was sie thun und sagen, erregt seinen Groll, und umgekehrt, alle Worte und Handlungen des Alten werden von den Kindern als peinigende Nervenschmerz empfunden. Es ist eine Atmosphäre, ähnlich mit Erbitterung geladen, wie die in Hauptmanns „Friedensfest“. Und ebenso wie dort ist Unrecht auf beiden Seiten. Wenn der Alte ein habgieriger Philister, sind die Kinder unvernünftige Schwächlinge. Mehr als die Bildung, der der Alte das ganze Unglück zuschiebt, ist der Gegensatz der Temperamente an dem Streite schuld. Um Tatjana und Peter, die beiden Lebensmüden, aber drängt sich ein munteres Völkchen, lauter einfache und gerade Naturen, deren ganze Seele am Leben hängt, Menschen voller sorgloser Aktivität, mit Kraft und Willen, für das Nützliche und Rechte zu wirken. Da ist vor allem Nik, der

Lokomotivführer, der Pflegesohn des Alten, den dieser gar nicht mit Unrecht in den Verdacht hat, daß aus ihm ein arger Socialdemokrat werden möchte. Ein immer fröhlicher, kraftstrotzender Geselle. Er weiß nicht, wie man über das Leben immer so jammern kann. „Nur in einem Umstand kann ich nichts Angenehmes finden: darin, daß ich und andre ehrliche Leute von Schweinehunden, Dummköpfen und Spitzbuben kommandiert werden... Aber so ganz gebieten sie doch nicht über das Leben! Sie werden vergehen und verschwinden — wie ein Ausschlag an einem gesunden Körper verschwindet.“ Da ist Polja, das lebenswürdige Mädchen, die es ihm angethan, da ist Schischki, der Student, Tatjanas Freundin und endlich Helena, die junge grundgutherzige Witwe mit der schelmischen Koketterie, die, weil Peter, der arme Junge, sie dauert, mit ihm das Haus der Alten verläßt. Er selbst hätte es nie gewagt und wird, wie es der Kirchenfänger Teterew ihm prophezeit, bald mit verjagten Flügeln in das Nest der Alten zurückkehren. In diesen Figuren ist wohl das, was Gorki als die Stärke, in Tatjana und Peter, das was ihm als Schwäche der jungen Generation erscheint, symbolisiert. Und die Starken können den Schwachen nicht helfen. Peter wird Kleinbürger werden — trotz Helena und die Liebe Niels zu Polja treibt, ohne daß die jungen kräftigen Naturen es ahnen, Tatjana zum Selbstmordversuche. Ob die Stimmung, die sich in diesem Hymnus auf Kraft und Lebensfreude ausdrückt, eine neue Periode in Gorkis Schaffen einleitet? Und ob sie fruchtbar sein wird? Wer kann es wissen? Die beiden eindrucksvollsten Figuren des Dramas haben jedenfalls noch ganz das Schrot und Korn vom alten Gorki: echte Barschfertigkeit, sowohl Teterew, der Kirchenfänger, wie Petichichin, der lebenswürdige, alte, leichtlebige Vogelhändler und Vater Poljas.

Auch in der Aufführung, die fast durchweg Erfreuliches und Gutes über alles Erwarten bot, waren diese beiden Rollen von ausschlaggebender Wirkung. Sehr ausdrucksvoll und fein gab Joseph Klein den finsternen Teterew, aber Höfer als Vogelhändler war geradezu genial. Mit so erkennlicher, die Individualität ganz in der Rolle hineinverleibender Natürlichkeit sah ich nur Wassermaaz in einigen Rollen spielen. —

Konrad Schmidt.

Kleines Feuilleton.

m. w. Ein Arbeiterheim wurde am Montag in dem Wiener Arbeiterbezirk Favoriten eröffnet. Der Bau dankt seine Entstehung dem „Berein Arbeiterheim Favoriten“, der sich vor einigen Jahren konstituierte und so kräftig wuchs, daß die Pläne seiner Gründer bald greifbare Gestalt annahmen. Im März des heurigen Jahres zogen die Arbeiter-Kolonnen mit Hade und Schaufel aus und nun steht der Bau, der nicht nur in dem vernachlässigten Arbeiterbezirk, sondern als Saalbau in ganz Wien seinesgleichen sucht, fertig da.

Das Arbeiterheim ist das künstlerische Werk des jungen Wiener Architekten Hubert G e h n e r, der in der Preisbewerbung den Sieg davontrug. Wie genial sein Projekt war, sieht man erst jetzt so recht. Die vorhandene Baupläne mußte drei Zwecken dienen. Es mußte auf sie der Saalbau und ein Wohnhaus gestellt werden und außerdem sollte eine Fläche von 400 Quadratmeter für Gartenzwecke abgepart werden. G e h n e r erreichte diesen Zweck durch eine Dreiteilung der Fläche. Die Gassenfront nimmt das Wohnhaus ein, dessen Mietsertragnis beitragen soll, die Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien zu decken, im zweiten Drittel steht der Saalbau. Wohnhaus und Saalbau sind aber derart mit einander verbunden, daß in beide direkt von der Gasse separate Eingänge führen, ein kleinerer in das Wohnhaus, ein mächtiges schmiedeeisernes Thor in den Vorraum zur Erstiege, über die man in den Saal gelangt. Hinter dem Saalbau liegt der Garten.

Die Säle sind so geordnet, daß sie allen Bedürfnissen Rechnung tragen können. Namentlich das Parterre ist ein Unikum. Um einen großen Mittelsaal gruppieren sich sechs kleinere Versammlungs- und Sitzungsräume, so daß zugleich sieben Veranstaltungen stattfinden können. Das Ganze kann aber auch zu einem einzigen Festraum mit Nebenlokalitäten umgewandelt werden. Die zu beiden Seiten angeordneten Säle sind nämlich von dem Mittelsaal nur durch große ausgebaute Fenster abgeschlossen. Diese können leicht abgehoben werden, und dann entstehen Logenbrüstungen, von denen man die Vorgänge im Mittelsaal beobachten und an ihnen teilnehmen kann. In der rechten Saalflucht können außerdem noch durch Abhebung einer Wand zwei Räume zu einem verwandelt werden.

Breit und mächtig liegt über allen diesen Räumen im ersten Stockwerk der eigentliche Festsaal, der samt der auf sichtbaren Eisenträgern ruhenden, amphitheatralisch ansteigenden Galerie, 2000 Besucher aufnehmen kann. Dieser Saal hat seinesgleichen nicht in Wien. Es giebt wohl einige größere Säle in Wien, aber keinen, in dem so wie in diesem den Bedürfnissen, denen Säle dienen können, Rechnung getragen wäre. Ein freudig stolzes Gefühl überkommt einen, wenn man diesen Saal betritt. Tageshelle flutet durch die hohen Fenster und durch die in die Decke harmonisch eingefügten Zierlichter. Die Decke verblüfft sieht man nach oben. Das ist ein Wunderwerk moderner Konstruktion. Sie ist nach dem System des Brünner Professors M e l a n gebau. Eine leichte Eisenkonstruktion ist mit Beton derart angefüllt, daß die Konstruktionssteile gleich roten Wänden die Saaldecke durchziehen. Zur Aufhebung des großen Seitenschubes verbinden die Konstruktions-

basis stehen straff gespannte Seilpaare. Ueber dieser stark gewölbten Innendecke ruht eine feillich weniger gewölbte Außendecke. Die dazwischen liegenden Räume dienen den Ventilationen als Luftkanäle. Das Podium kann ebenso gut als Versammlungstribüne, wie als Musiktribüne oder als Bühne dienen. Zu seinen beiden Seiten stehen auf hohen Postamenten die kolossalbüsten Marx' und Engels'. Auch sonst ist in dem Saale, der abends wie alle Räume elektrisch beleuchtet ist, alles praktisch angeordnet. Speisen- und Getränke-Aufzüge vermitteln den Verkehr mit der im Bohnhaus untergebrachten Restauration, eine Vorhalle dient als Garderobe, ein Zimmer neben dem Podium als Garderoberraum bei Vorstellungen oder Konzerten und drei Ausgänge nach verschiedenen Richtungen machen ein rasches Entleeren des Raumes möglich.

Das Bohnhaus, das in erster Linie Verzinnszwecken dienen muß, unterscheidet sich dennoch recht vorteilhaft von den Zinsburgen, in die sonst die Wiener Proletarier gepfercht werden. Jeder Arbeiter hat hier bei seiner Wohnung ein eigenes Wohnzimmer, jeder sein eigenes Klosett, jeder seine eigene Wasserleitung, die Kinder haben auf der gut umfriedeten Hoferde einem Spielplatz in freier Luft und durch die Anordnung, daß der unter dem Dache untergebrachten Waschküche und dem Plättraum auch zwei Brausebäder angegliedert sind, hat auch jede Wohnpartei Gelegenheit, reichlich Bäder zu nehmen, ein Vorteil, den sonst in Wiener Quartieren der Proletarier nirgends hat. Das Bohnhaus dient übrigens auch zu Parteizwecken. Der Konsumverein „Vorwärts“ hat hier eine Filiale, die „Arbeiter-Zeitung“ eine Verkaufsstelle, die Allgemeine Arbeiter-Krankenkasse eine Zahlstelle und der Unterrichtsverband der 26 Organisationen des Bezirks hat hier neben den Parteibureaus seine Bibliotheks- und Unterrichtsräume. —

Theater.

Kleines Theater („Schall und Rauch“). — Der kleine Musentempel unter den Linden hat sich nun auch für die Wintercampagne gerüstet. Eine belanglose Ausnutzung des Raumes, sowie Auffischung der secessionistischen Farbenmuster an Decke und Wänden sollen jedenfalls den Eindruck der konkurrenzledigen Kampfesfrische erwecken. Und was die ungelockerten und ungebürsteten Sessel — ich rede natürlich von der letzten Sonnabend-Vorstellung! — angeht, so scheint man dem süßen Wahn zu huldigen, als ob sich das Publikum vor lauter Begeisterung über die Miksch — Pardon — Serenissimus — Späße zum willigen Staudwischer hergeben wolle. Ach, dieser Serenissimus! Er dürfte sich ja wohl noch ein Weilchen mit seinen alten, nun durch einige Varianten neu verbräunten Wigen auf den Weinen halten. Aber obgleich der „gutgekürnte“ Philister in Civil oder Uniform, noch sein Entzücken und Genügen an Serenissimus' harmlosen Selbstverurteilungen finden mag, so trägt doch auch diese von der Censur zurechtgestutzte Handwursthfigur schon den fahlen Schwindsuchtstod auf den geschminkten Waden. Ueber ein Weilchen — und Serenissimus wird gewesen sein, wie der „kleine Cohn“. Das ist unausbleiblich und notwendig. Beide haben sich überlebt. Dem einen singen die Leierlasten das Grablied, der andre stirbt den unruhlichen „Drettin“-Tod. Keine Seele wird den Handwurst nebst allen „Drettin“ je vermissen. Die meisten Handwurstiaden aber auch nicht. Gegeben wurde „Mäientraum“, „Kollegen“ und „Bauernhumedi“. Wenn man den Künstlerchwanz der Frau Anni Neumann-Hofer in der vortrefflichen Darstellung von Emanuel Reicher, Wafmann und Frau Ehföldt noch vertragen kann, ist das ja einigermassen begreiflich. Aber die fade Süßholzraspelei, so sich „Mäientraum“ nennt, und die plumppatschige, wistlose „Bauernhumedi“ — nein, das heißt doch die gähnende Längeweile in den Zuschauertraum tragen! Und da finden sich noch immer Leute genug, die feures Geld bezahlen, um sich einige Stunden ändern zu lassen. Glücklicherweise zeigt sich die Direktion des „Kleinen Theaters“ von dem Bewußtsein durchdrungen, daß bald etwas Neues geboten werden müsse, bevor Serenissimus das Zeitliche segnet. Sie ist emsig dabei, für den Winter allerhand Einakter, selbst auch abendfüllende Dramen ersten und heitern Genres aus der Garüche aller Literaturen zu servieren. Hoffentlich macht sie zur Thatsache, was sie verspricht. Für den Fall, daß Direktion und Publikum sich zeitweilig den Magen verderben könnten, was wir aber nicht wünschen möchten, soll uns Seiner Durchlaucht Serenissimus' Hofstaat wieder als Spatzvogel willkommen sein. Anders möge er sich in seine Gemächer zurückziehen, um, gleich Hamlet, einen langen Schlaf zu thun. —

e. k.

Gesundheitspflege.

on. Die Gesundheitspflege im Altertum. Wenn gewiß heute auch mancher über alle Mägen stolz darauf ist, wie wir es in unsrer Wissenschaft so herrlich weit gebracht, so haben wir doch in mancher Hinsicht gar keine Veranlassung dazu, unser Wissen und unsre Leistungen über die des Altertums zu erheben. Das trifft im großen und ganzen auch auf die Gesundheitspflege zu, wenigstens auf das Gebiet, das man als öffentliche Gesundheitspflege bezeichnet. Die alten Kulturvölker haben darin ganz Erstänliches geleistet. Für die Beschaffung guten Trinkwassers in den Großstädten wurden schon im alten Babylon mühsame Arbeiten ausgeführt, und den Aquädukten des kaiserlichen Rom ist kaum eine Wasserleitung

der Gegenwart an die Seite zu stellen. Die berühmte Cloaca maxima, die schon aus der Zeit der letzten Könige stammt, sorgte in wahrhaft genialer Weise für die Entwässerung der damals sumpfigen Stadt. Wenn man nun gar an die Badeanstalten denkt, die zur Zeit der höchsten Blüte des Kaiserthums in Rom dem Volk zur Verfügung standen, so müssen wir wohl zugeben, daß Vieles davon seitdem überhaupt nicht wieder geschaffen ist. Aber auch in andern Beziehungen stand die öffentliche Gesundheitspflege vor 2000 Jahren auf einem recht hohen Standpunkt, denn wir wissen von einer städtischen Bauordnung mit sorgfältigen Vorschriften für die Wahrung der Straßenbreite, Einhaltung einer genügenden Hofbreite und für die Anlage der Wohnräume; ferner wissen wir von einer außerordentlich strengen Beaufsichtigung des Lebensmittelmarktes durch Beamte von großer Nachvollkommenheit. Wir haben erfahren von dem Bestehen von Seuchengefegen, von einer staatlichen Kontrolle der Krankenhäuser und öffentlichen Maßnahmen gegen die Einschleppung von ansteckenden Krankheiten. Einige Fortschritte hat, wie Dr. A. Veerwald in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ ausführt, die Gegenwart allenfalls in der persönlichen Gesundheitspflege gemacht, die dem Altertum so gut wie völlig fehlte. Unter der persönlichen Gesundheitspflege ist diejenige zu verstehen, die der einzelne Mensch ohne Antrieb von außen her bei sich selbst zur Anwendung bringt; es ist gleichsam die vernünftige Anwendung aller wissenschaftlichen und Lebenserfahrungen zum Zweck der Förderung und Erhaltung der Gesundheit. Unter den Vätern des Altertums besaß höchstens eines diese Tugend, nämlich die Israeliten, aber auf einer minderwertigen Grundlage. Der seiner Zeit um Jahrtausende vorausgeeilte Geist des Religionsstifters Moses schrieb die Regeln der persönlichen Gesundheitspflege, die namentlich mit Bezug auf die Reinhaltung des Körpers notwendig waren, seinem Volke vor, und dieses befolgte sie demgemäß zwangsweise als einen Teil seiner religiösen Pflicht. Diese Art der persönlichen Gesundheitspflege war wie gesagt minderwertig, weil sie nur durch einen Zwang erreicht werden konnte, und sie kam daher gleichzeitig mit der Strenge der Religionsausübung in Verfall. —

Humoristisches.

— „Ah je!“ Vor einigen Tagen wurde im Frankfurter Opernhause die „Schöne Helena“ gegeben. Dabei kam es, wie die „Frankfurter Zeitung“ berichtet, zu der folgenden beiteren Scene: Helena hatte im zweiten Akte Kalkas gebeten, ihr doch den häßlichen Schäfer im Traume erscheinen zu lassen, und der Großvater hatte gütigst zugesagt, sein möglichstes zu thun. Helena entschlummert. In schöner Pose liegt sie auf dem Diwan. Da erscheint Paris, der Schäfer. Er erblickt die Ruhende und will sie küssen. Das Publikum lacht und schaut. Paris schleicht auf den Fußspitzen zur schönen Helena, beugt sich über sie, und in dem ipamenden Moment, als er seine Lippen auf den Mund der Schummernden drücken will, ruft eine junge Zuschauerin laut und schallend: „Ah je!“

Stürmische Heiterkeit brach los und pflanzte sich fort; selbst Paris und Helena nickten, von dem Anruf der naiven Frankfurterin beunruhigt, auf einige Augenblicke ihr Getändel unterbrechen. Nachdem sich die Lustigkeit ob des modernen Stichworts gelegt, wurde die Zeit der Antike wieder in ihre Rechte eingesetzt. —

Notizen.

— Leo Tolstoj hat einen neuen Roman aus dem kaukasischen Kriegsleben aus der ersten Hälfte der fünfziger Jahre beendet. Der Roman, welcher „Chadschi-Murat“ betitelt ist, bildet ein Gegenstück zu den berühmten kaukasischen Erzählungen Tolstoj's, welche bereits in den sechziger Jahren erschienen sind. —

— Unter dem Titel „Kunst und Künstler“ wird vom Oktober an eine neue Monatschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe in Berlin (Bruno Cassirer) erscheinen. Die Redaktion führen Hermann Gelferich und Casar Flaischlen. —

— Die „Neue freie Volksbühne“ eröffnet ihr neues Spieljahr am 14. September mit Schillers „Frau von Messina“ (Schiller-Theater N.). In diesem Winter kommen zur Aufführung: „Von Gottes Gnaden“, von Arthur Fitger; „Salgagende Wetter“, von Eugenie della Croce; „Marianne“, von Karl Hauptmann; „Martin Lebuhardt“, von Casar Flaischlen; „Tartäffe“, von Molière; „Familie Schroffenstein“, von Heinrich von Kleist; „Der Fled auf der Ehr“, von Ludwig Angenruber. —

— Lina Senders ist für die kommende Saison an das Metropol-Theater engagiert worden; sie erhält eine Gage von 24000 M. —

— Otto Julius Bierbaum hat eine neue Textbearbeitung von Donizettis Oper „Don Pasquale“ vollendet, die der am 14. September in Frankfurt a. M. stattfindenden Neu-Aufführung des Werkes zu Grunde liegen wird. —

— Den Berliner Meherbeer-Preis für Komponisten erhielt Felix Nowowiejski für sein Oratorium „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“. —